



Feierabend



Das Erwachen.

Von Kurt Münzer.

Als ich nach Stuba reiste, erwartete ich die Fülle merkwürdiger und wilder Abenteuer, aber ich ließ mir nicht träumen, dieses stille rührende Erlebnis zu haben, das ich nun erzählen will. Mitten im Rausch erotischer Begebenheiten blühte da sanft und still ein Mädchenjoch auf, grell und laut beginnend, aber verklingend wie eine süße deutsche Melodie, ein Ritornell von Schumann oder Mendelssohn.

Ich hatte, nach bunten, glühenden Wochen auf jagenhaften Inseln, an farbigen Küsten, in märchenhaften Städten, Stuba erreicht, aber nur, um sofort in einem heftigen Malariaanfall zusammenzubrechen. Als ich wieder zu Sinnen und Bewußtsein kam, fand ich mich in einem kleinen weißen Zimmer, alles war mir fremd, ich fand mich in nichts zurecht, aber ein Antlitz über mir ging mir wie Heimat, wie Mutterliebe, wie selige Kindheit auf: eine junge Pflegerin, ganz weiß, stand über mich gebeugt, lächelnd, die Hand auf meiner Stirn, ein fast kindliches, zartes Geschöpf, und trotz Jugend und Mädchenhaftigkeit strömte von ihrem Blick Ruhe, mütterlicher Friede auf mich.

Dieses junge Mädchen war es, dessen Geschichte und Geschick das Unvergängliche meiner Reise werden sollte. An einem goldenen, verträumt duftenden Abend erzählte sie mir, auf der Terrasse des Hospitals, als ich sie zart und brüderlich darum gebeten hatte. Denn es mußte ein großes Erlebnis sein, was dieses schöne junge Wesen in die Welt getrieben, in dieses Lazarett auf Stuba verlegt hatte. Schlicht, leise lächelnd über sich selbst, erzählte sie.

Ich war ein junges Mädel aus Berlin-Weiß. Das sagt alles auch dem, der diese große, verwilderte Stadt sonst nicht kennt. Ich lebte in einem Kreise von Freundinnen und jungen Männern, und wir genossen unsre Jugend, wie das Geschlecht nach dem Kriege, wenigstens ein Teil davon, sie zu vertun, zu vergeuden pflegt. Ja, es gab auch Sport aller Art, diese oder jene scheinbar nützliche Tätigkeit, aber in Wahrheit war alles nur Vorwand zum Flirt, zur Kofetterie. Wir Mädchen kannten alle die Grenze, bis zu der wir gehen durften, wollten wir nicht unser Leben mutwillig zer-

stören. Aber mir will fast scheinen, daß hinter dieser Grenze oft weniger schädlich gehandelt wird als vor ihr. Genug, ich lebte und ich genoß. Unsere Eltern waren schwach oder blind oder moralisch kurzichtig. Man ließ uns gewähren. Wir tanzten, tanzten Nächte durch, gingen in gewagten Kostümen auf Redouten, amüsierten uns mit fremden Kavaliern, soupierten in Luxusrestaurants, wir küßten, wir machten Autotouren — mit einem Wort: Kurfürstendamm —

Aber dann, plötzlich, ich war achtzehn Jahre, da geschah's.

Ich ging in ein Cafe, erwartete dort zum Tee zwei Freundinnen, kam zu früh, die beiden kamen zu spät, ich war also eine halbe Stunde allein. Und diese halbe Stunde war der Wendepunkt meines Lebens.

Ich saß in dem erst halbvollen Saal unweit eines Tisches, an dem ein einzelner Herr seinen Kaffee trank, ein nicht mehr ganz junger Mann, dunkel, gebräunt trotz des Spätherbstes, als lebe er immer in freier Luft, an der See, im Gebirge. Er war so gut und also so unauffällig wie möglich angezogen, er hatte nichts gemein mit den Herren meines Kreises. Sein Gesicht war wunderbar still, beruhigt, erfüllt von einer Geistigkeit, die mich eine fremde, bessere Welt ahnen ließ. Er blickte hinüber zu den Musikern, die leise Tanzmusik spielten.

Endlich, als spürte er meine Blicke, sah er herüber...

Es ging wie Flut über mich, wie lauer Wind, eine kosende Hand, eine süße Wärme umfing mich. In seinem Auge war es offen wie der Himmel. Ein helles, graues Auge, ein unirdischer Glanz darin. Mir war's als sähe er durch mich hindurch, aber sein Blick nahm mich mit, hinüber in seine Welt, auf eine Insel, die mich mit seliger Einsamkeit umfing.

Unbeschreiblich ist, wie mir zumute war. Ich hätte zu ihm hinstürzen, hinknien mögen; mein armes, leeres Herz füllte sich jäh mit unmeträglicher Glückseligkeit. So muß Frommen zumute sein, die Gott schauen.

Aber ich — ich war ja nur ein Berlin-

West-Mädel! Was hatte ich anderes als meine Kofetterie! Und also — ich lächelte den Fremden an, ich grüßte mit den Augen, ich ließ den Pelz von meinen Schultern gelitten und zeigte ihm, wie weiß, wie rund, wie schön sie waren. Ich drehte den Kopf und wies ihm mein Profil, den schlanken Hals, ich wiegte mich zu der Tanzmelodie, ich schlug die Beine übereinander, der Seidenstrumpf umspannte ein entzückendes Knie.

Und er — lächelte er zurück? Es schien mir so. Man begann zu tanzen. Zwei Paare wiegten sich schon zwischen den Tischen. Warum kam er nicht und bat mich um diesen Boston? ... sollte ich? ...

O, ich hatte Mut, ich war berühmt durch meine Keckheit, es machte mir nichts, übermütig das Extravaganteste zu leisten.

Ich versuchte es weiter mit Blick, Lächeln, wippendem Bein, ich flirrte stumm von Tisch zu Tisch mit wahnsinniger Kühnheit, ich kofettierte bis zur Schamlosigkeit. Und er sah mich unverwandt an, wie bezaubert, mit seinem leuchtenden Blick, seinem herrlichen Auge.

Da, beim nächsten Tanze, stand ich auf. Ich ging hinüber, ihn zum Tanz zu bitten, ich ihn! Er sah mir entgegen, sein Gesicht war von Liebe und Güte erfüllt. Ja, er lächelte mir entgegen. — Mein Herz flog, ich ging wie im Traum. — Noch drei Schritte bis zu ihm — da — — —

Da überholte mich ein junger Mann, lief auf den Fremden zu, stammelte Entschuldigungen, daß er so lange fortgeblieben. Der andere stand auf, suchte seinen Hut, griff um sich —

Und da sah ich, verstand ich: er war blind...

Ich hatte mit einem Blinden mein schamloses Spiel getrieben....

„Lili!“ riefen hinter mir meine soden gekommenen Freundinnen. „Lili!“ — Ich schwankte, lief fort.

Ich war erwacht... Verstehen Sie mich? Ich hatte begriffen. Acht Tage später hatte ich meine Welt verlassen, und lernte, einer besseren wert zu sein.

Der Spaz und die Spähin.

Von Marie Haaga.

Auf dem Dache sitzt der Spaz,
Und die Spähin sitzt daneben,
Und er spricht zu seinem Spaz:
„Küsse mich, mein süßes Leben!“

Bald nun wird der Kirschbaum blüh'n,
Frühlingszeit ist so vergnüglich;
Ach, wie lieb ich junges Grün,
Und die Erbsen so vorzüglich.

Spricht die Spähin: „Teurer Mann,
Denke doch der neuen Pflichten —
Fangen wir doch lieber an,
Uns ein Nestchen einzurichten.“

Spricht der Spaz: „Das Nest bauen,
Eier legen, Junge füttern,
Und dem Mann den Kopf zu krauen,
Gehört den Weibern und den Müttern!“

Spricht die Spähin: „Du Barbar,
Soll ich bei der Arbeit schwigen?
Und du willst nur immerdar
Zwitschern und herumstibzen.“

Spricht der Spaz: „Ich will dich hier
Mit zwei Worten kurz berichten:
Für den Spaz ist das Kläfter,
Für die Spähin sind die — Pflichten!“

Begegnung mit einem Geist.

Von Bruno Vogel.

Mein Freund Dommi besitzt eine Tante, die hat viel Geld und keinen Mann, und da ist sie auf den Ausweg geraten, mit Geistern zu verkehren. Dommi kann diese seine Tante sehr wenig leiden, weil sie ein Gaurisankar von Geiz ist, und überredete mich, mit zu einer spiritistischen Sitzung bei seiner Tante zu kommen. Vorher gingen wir erst ein paar Rollen trinken, um in die erforderliche, weiche Stimmung zu geraten, was uns auch recht gut gelang. Die Tante schien nicht besonders beglückt, als sie ihren Neffen erblidete. Ich wurde vorgestellt und Dommi sagte, ich sei ein Suchender. Da wurde die Tante freundlich zu mir und meinte, ich erinnere sie an ihren verstorbenen Beichtvater, sicher würde ich in den okkulten Wissenschaften meinen Seelenfrieden finden. Dann erklärte sie mir, indem sie ihre linke Hand auf meine rechte legte, daß ich magische Augen hätte, daß das Weltall eine Summe von Göttern auf den sieben Stufen des Daseins ist und daß die Geister unter Leitung des obersten Strahls aus dem Pralaha kommen. Das Pralaha ist die Weltmacht. Mich interessierte das alles sehr, aber noch lieber wäre ich mal ausgetreten. Das viele Bier!

Nach und nach kamen noch drei Damen, ein Fräulein Krämpflich mit Gretchenfrisur und dickem Fliederduft, eine Majorwitwe a. D. und Fräulein Bonnewahn, die noch schlimmer aussah, als sie hieß. Die Damen unterhielten sich ein wenig über den Boro-Bubur-Tempel, die hohen Milchpreise und den besten Weg zur Vollendung, dann gingen wir in das Zimmer, wo der Geist zu erscheinen pflegt. Wir setzten uns alle um einen Tisch mit drei Beinen, der Kronleuchter wurde ausgedreht, nur ein kleines Desfunzelchen blieb brennen. Mir wurde ganz katholisch zumute und ich entschloß mich, gegebenenfalls ein bißchen mit dem Geist zu pouffieren. Ich mußte meine Zigarre ausmachen; von wegen der Konzentration, sagte Dommis Tante. Wahrscheinlich hatte sie Angst, ich könnte ihrem Geist ein Loch in die Hüfneraugen brennen. Wir legten alle die Hände ausgepreizt auf den Tisch, und dann

ging das Warten los. Einmal schrie Fräulein Bonnewahn unterdrückt auf, weil sie der Geist berührt hatte. Es war aber Dommi, ich habe das ganz genau gesehen, doch sie waren alle sehr froh, daß der Geist aus dem Pralaha schon anwesend war. Eine Weile später fragte die Tante: „Bist du da?“, und der Geist fing an, mit den Tischbeinen zu klopfen. Wenn er klagen will, klopft er einmal, wenn er 3 meint, fünfundzwanzigmal. Eine etwas langweilige Sprechweise, die sie sich da im Pralaha angewöhnt haben. Er sagte „Ja“. Nachher bat ihm die Majorwitwe um seinen Namen, er antwortete „Sidi“. Dann fragten ihn die Damen, wie lange er schon tot sei, ob es ihm im Jenseits besser gefiele, auf welchen Planeten er zu Hause sei und so'n Zeug. Später

schob ich hin und wieder meinen Fuß unter das Tischbein, da wurden die Ausfragen Sidis ziemlich unverständlich und wir. Auf einmal fragte Dommi mit seinem unschuldigsten Kinderstimmchen: „Sidi, willst du nicht mal ein paar Mollen schmeißen? Ich hab einen riesigen Durst!“ Die Tante sagt empört: „Dommi!!!“, und die übrigen Schwestern sagten „H!!“, bloß Sidi sagte gar nichts. Gar nichts. Dommi flüsterte: „Tantchen, dem Geist ist die Spude weggeblieben. Was machen wir da?“ Worauf die Tante ihren Neffen so unwirsch ansah, daß Dommi und ich sehr laut und lange lachen mußten. Es wurde ganz unfeierlich, und die Tante freischte, daß sie sich in mir getäuscht hätte und wir sollen machen, daß wir fortfämen!

Die moderne Großstadt.

Der nachfolgende Abschnitt ist dem „Buch vom Bauen“ von A. Sigrift entnommen, das demnächst im „Bücherkreis“ erscheint. In diesem Buch wird wohl zum ersten Mal der Versuch gemacht, das Bauproblem grundsätzlich sozialistisch zu behandeln.

Was ist eine Stadt?

Der Arbeiter erlebt eine Stadt als eine Häufung von Wohnhäusern, mit allerhand Arbeitsstätten dazwischen, Büros und kleine Buden überall zerstreut, große Fabriken mehr draußen am Rande. Irgendwo in der Mitte die lebhaftesten Verkehrsstraßen, Rathaus und andere Amtsgebäude, zwischen den Fabriken am Rande eingestreut Schrebergärten, Handlungsgartnereien, Wiesenstücke, Zäune, Eisenbahndämme, darüber die schwarz geteerten Brandmauern großer Häuser, dort wo eine angefangene Straße vorläufig einmal nicht weiter gebaut worden ist. Nach einer Himmelsrichtung, in Deutschland meist nach dem Westen hin, liegen die Straßen, in denen Angehörige der besitzenden Klassen in Villen wohnen, von Gärten und Parks umgeben.

So ungefähr sieht eine Stadt aus. Man hat in einer Stadt, in irgendeinem Betriebe gelernt, hat die meiste Zeit des Lebens mitten in der Stadt oder in einer der Fabriken am Rande gearbeitet, ist auf den Arbeitsnachweis stempeln gegangen. Die meisten Wege, die man geht, führen über Pflaster oder Asphalt. Ein Stück Eisenbahn zu einem Vorort, Straßenbahn oder Autobus durch die Stadt verstehen sich von selbst.

Wer vom Lande in die Stadt gezogen ist, wer Kindheit und Jugend noch im Dorf, auf dem Gutshofe oder in kleinen, von Landwirtschaft umgebenen Industriefiedlungen verbracht hat, fühlt noch den Gegensatz der Lebensweise hier und dort. Viele aus der Arbeiterjugend, die so oft wie möglich für einen oder zwei Erholungstage nicht nur aus der Arbeitsfront, sondern auch aus der städtischen Umgebung sich hinausretten in den Wald und ans Wasser, werden auch den Gegensatz noch empfinden, wenn sie nicht mehr wissen, wie es ist, wenn man dauernd auf dem Lande lebt.

Heute aber besteht wohl schon die Mehrheit der Arbeiterklasse aus Menschen, die von Kind an in der Stadt groß geworden sind und die andere als städtische Lebensgewohnheiten sich kaum vorstellen können; und der gewöhnliche Sonntagsausflug gehört ja eben auch ganz zu den Lebensgewohnheiten eines Städters.

Was ist eine Stadt?

Funktionäre der Arbeiterbewegung verlangen noch zu anderer Kenntnis vom Wesen einer Stadt. Sie haben unter Umständen die

Möglichkeit, eine Stadt von innen zu sehen, d. h. eine Stadtverwaltung aktiv kennen zu lernen. Sie werden Stadtverordnete, Schöffen, Mitglieder von allerhand städtischen Verwaltungskommissionen, Bürgermeister: Sie erfahren so, was kommunale Selbstverwaltung ist, sie erfahren, daß und auf welche Weise eine Stadt Geld und wirtschaftliche Werte zu verwalten hat, daß sie bestimmte Mengen von Nahrungsmitteln regelmäßig braucht, daß sie einen Teil jener Wohlfahrtspflege ausübt, die die bürgerliche Gesellschaft zu ihrem Schutz um sich herumgebaut hat; sie stellen fest, daß eine Stadt das Bedürfnis hat, Grund und Boden zu kaufen, ihre Verwaltungsgrenzen auszuweiten, daß sie dabei mit staatlichen Verwaltungsbehörden, mit Gemeinden, mit Grundstückseigentümern und Grundstücksspekulanten in Frage kommt. Sie erleben, wie der Mechanismus des Finanzkapitals auch die Stadt angreift, wie die Banken aus Anleihen, die sie geben, enorme Profite heraus schlagen, wie die Stadt gezwungen ist, in ihren eigenen Betrieben — Elektrizitätswerken, Gaswerken, Straßenbahnen — zu wirtschaften wie jeder kapitalistische Privatunternehmer.

Von alle dem erlebt der einzelne Arbeiter auch sonst ein Stück: der Straßenbahner fühlt die Hand des städtischen Arbeitgebers, die Arbeiterfrau muß die Gasrechnung bezahlen, der Besitzer des Schrebergartens wird in Kämpfe um Grundstücke und Eingemeindungen hineingezogen, wer der Wohlfahrtspflege anheimfällt, erfährt ihre Unzulänglichkeit am eigenen Leibe. Sie alle erleben auch die Stadt von innen, aber immer nur stückweise. Die heutige Organisationsform der Arbeiterbewegung behält die innere Kenntnis der Gesamtheit städtischer Selbstverwaltung einer verhältnismäßig kleinen Zahl ausgewählter Funktionäre vor.

Was ist eine Stadt?

Die moderne Stadt ist entstanden als die Zusammenfassung industrieller Produktionskräfte, leitender Mittelpunkte der Warenverteilung und zentraler Spitzen der allgemeinen Verwaltung. Sie ist das Ergebnis schärferer Spezialisierung und Konzentration, wie sie dem vom Kapitalismus ausgestalteten Produktionsprozeß entspricht. Weitans der größte Teil der industriellen Produktion im engeren Sinne entsteht heute in großen und kleinen Städten. Entsprechend sind heute auch die weitaus größten Massen der industriellen Arbeiterschaft in Städte zusammengeballt. Die Städte und insbesondere die Großstädte erzeugen heute nur noch einen verschwindend geringen Teil der Nahrungsmittel, die sie verbrauchen. Das flache Land, Dorf und Gut, erzeugt heute nur noch einen verschwindend

geringen Teil der industriellen Güter, die es verbraucht. Die Stadt ist für ihre Ernährung auf das Land angewiesen. Das Land, Dorf und Gut, ist für seine Bekleidung, für seine Bauten, für seine Geräte, für Licht, Wärme, mechanische Kraft, auf die Stadt angewiesen.

Diese völlige Trennung der Produktionsgebiete, die durchaus eine Besonderheit des 19. und 20. Jahrhunderts ist, erzeugt nun nicht etwa eine Solidarität zwischen Stadt und Land; sie erzeugt vielmehr, entsprechend dem

allgemeinen Charakter der kapitalistischen Warenproduktion, einen Gegensatz, der sich ständig zuspitzt und sich gelegentlich zu politischen Auseinandersetzungen schärfer Art entwickelt. Dieser Gegensatz zwischen Stadt und Land ist eine der typischen Gegensätze des Kapitalismus überhaupt: wie auf anderen Gebieten, so führt auch hier jeder Versuch eines Ausgleichs der Interessen nur dazu, den Zwiespalt auf neuer erweiterter Stufe wiederholt zum Ausbruch zu treiben.

licher Dunkelheit. Der junge Mann hatte ihm mit einem einzigen Schläge seines starken Armes den Hut über die Augen getrieben und etwas hinzugefügt, was er nicht verstand. Das junge Mädchen, das ihr Gleichgewicht verloren hatte, lag kraftlos, fast ohnmächtig auf der Schulter des alten Herrn.

Der Mann nahm mit Entschlossenheit seine stöhnende Geliebte in die Arme und stellte sie auf den Boden. Mühsam lehrte mittlerweile der alte Herr zum Licht zurück. Er starrte gramvoll in ein rotes Gesicht und seine armen, alten Ohren dröhnten ihm von heftigen Vorwürfen und Scheltworten, die ihm bis heute vollkommen fremd gewesen waren. Das junge Mädchen, das seinen ersten Schreck anscheinend überwunden hatte, begleitete das Geschehen mit schriller Stimme.

Vollkommen zerschmettert und an allen Gliedern zitternd erreichte der alte Herr — wie, war ihm selber rätselhaft — seine Junggefellengemächer. Erst hier konstatierte er, daß sowohl seine goldene Uhr als auch sein silberner Pfeifstift und das Portefeuille mit seiner Pension verschwunden waren.

Der schwüle Lenzabend fand ihn bei der Berechnung, was der eine süße Kuß ihn gekostet hatte.

An einem schönen Frühlingstage.

Humoreske von C. Burbach.

An einem schönen Frühlingstage sollte der alte Herr ein schreckliches Abenteuer erleben. Es war bestimmt ein alter Veteran, aus der Kerkengeradheit zu schließen, mit der er sich vorwärts bewegte, und dem unnötig strengen Blick, der unter seinen weißstruppigen Augenbrauen drohend hervorshoß. Uebrigens sah er aus wie jemand, der soeben seine monatliche Pension empfangen hat und nach diesem wichtigen Ereignis gewohnt ist, den neuen und sorgenlosen Zeitabschnitt seines Daseins mit einem Gang durch die frische Luft einzuleiten.

Dieser alte Herr nun richtete seine Schritte zu einer Bank im Park und ließ sich mit kaum unterdrücktem Stöhnen und leichten Verzichten seines Gesichtes darauf nieder. Ihn peinigte von Zeit zu Zeit der Duldgeißt so vieler alter Herren, die Gicht, was er nichtsdestoweniger sowohl vor seinen Bekannten als vor sich selbst heftig ableugnete.

Nun sah er und es war ihm anzusehen, daß er genoh. Niemand störte ihn, denn sowohl die Bank, auf der er saß, als auch die, die mit der seinen Rücken an Rücken stand, war unbelegt.

Da ließ ihn ein leichtes Rascheln nahender Schritte aufblicken. Es war ein in Liebeseligkeit versunkenes Paar, das langsam näherkam. Von Zeit zu Zeit unterbrachen die beiden ihren an sich schon nicht übermäßig schnellen Gang, um sich der intimen Beschäftigung des Küßens hinzugeben, was dem alten Herrn auf der Bank ein bescheidenes, doch warnend gemeintes trodenes Hüpfeln entlockte.

Die jungen Leute erwachten einen Augenblick aus ihren Träumereien und sahen flüchtig auf. Doch die bloße Anwesenheit dieses einzigen alten Herrn schien sie vollkommen zu beruhigen. Wenigstens hielten sie es nicht der Mühe wert, ihre Tätigkeit einzustellen.

Sie lehnten sich, noch immer in schweigender Versenkung, auf die andere Bank, dicht hinter den alten Herrn. Genauer gesagt, der junge Mann setzte sich, sie ließ sich zärtlich auf seine Knie nieder, die Arme um seinen Hals geschlungen.

Und der junge Lenz hielt seinen Atem an und blickte erstaunt auf das seltsame Trio.

Da begann das Abenteuer. Der rechte Arm des schlanken, jungen Mädchens alitt langsam herunter, bis ihr weißes Händchen auf dem dunkelbraunen, wetterfesten Winterpaletot des alten Herrn liegen blieb, den er genau bis zum 15. Mai zu tragen pflegte. Der Herr, der eine Sekunde schon zur Seite geblickt hatte, überdachte die etwas peinliche Situation: die feierliche Stille durch menschliches Stimmengeräusch zu stören, schien ihm unter Umständen eine Noheit und eine brüske seitliche Bewegung nicht einmal ohne Gefahr für die holde Närrin, deren leichte Last er auf seiner Schulter ruhen fühlte. Der Herr hüstelte zum zweitenmal, leise und trocken.

Er wurde nicht gehört.

Lange Zeit — um nicht zu übertreiben,

drei Minuten — sah man so. Doch diese drei Minuten waren genügend, um in dem Gemüt des arglosen Herrn etwas Wunderliches geschehen zu lassen. Sie vermochten ihm das Feuer der Jugend wiederzugeben, einen ungeahnten Mut, wie er ihn niemals befeuert hatte. Er zögerte noch einen Moment, neigte dann seinen Kopf vorsichtig zur Seite, spitzte seine entwöhnten Lippen und drückte auf das milchweiße Händchen einen Kuß...

Im selben Augenblick ertönte ein gellender Schrei und der alte Herr sah in näch-

Bete und arbeite.

Von Viktor Auburtin.

Es gibt, wie alle Welt weiß, Bienen, es gibt Hummeln, und es gibt Wespen. Diese drei Arten sind sich nahe verwandt, aber jede hat ihre eigene und besondere Lebensweise.

Die Biene ist die fleißigste unter den dreien. Sie gönnt sich keinen Augenblick Ruhe, arbeitet den ganzen Tag und liefert emsig das Wachs und den Honig, der ihr dann von anderen Leuten weggenommen wird.

Die Wespe baut ja zwar auch ihre Häuser, aber sie betreibt alles viel lässiger und lebt lieber vom Raub. Denn sie ist ein Kavaliere, immer elegant angezogen, geschmückt und mit gelben Aufschlägen. Wie ein Manenleutnant.

Und was die Hummel betrifft, so ist sie der Lebenskünstler. Sie geht singend durch den Tag, von Blume zu Blume, wie es sich gerade trifft, und ohne Programm; sie arbeitet nie etwas und lebt doch herrlich.

Schon. Dies alles ist bekannt, und ich sage nichts Neues. Aber da ist nun ein amerikanischer Zoologe auf den Einfall gekommen, die geistigen Fähigkeiten dieser drei Arten zu erforschen. Indem er ihr Gehirn ausmaß und abwog, ihr Aufnahmevermögen verglich und dergleichen.

Das Ergebnis war dieses: die intelligenteste von den dreien ist die Hummel, die niemals arbeitet. An zweiter Stelle kommt die Wespe. Aber auf der allertiefsten geistigen Stufe steht die fleißige Biene, sie hat fast gar kein Gehirn.

Die Biene ist ein Dohse, um es mit einem Wort zu sagen.

Und nun bleibt nur noch zu untersuchen, wie das gekommen ist und wie das alles zusammenhängt. Arbeitet die Biene, weil sie dumm ist? Oder ist sie von der vielen Arbeit dumm geworden?

Aber um Himmels willen, liebe, hoffnungsvolle, junge Leute, die ihr dies lest, hütet euch, daraus Schlüsse auf menschliche Verhältnisse ziehen zu wollen. Für den Menschen gilt das heilige Grundgesetz, daß er auf diese Welt gekommen ist, um den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend zu arbeiten; um für seine Kinder zu sorgen, die dann ihrerseits für ihre

Kinder ebenfalls jeden Tag von morgens bis abends zu arbeiten haben werden.

Sollte uns einmal ein Zweifel kommen, sollten wir bemerken, daß dieses Gesetz eigentlich Schwindel ist, so brähe die gesamte soziale Ordnung zusammen.

Und nicht wahr, es wäre doch jammer schade um die gesamte soziale Ordnung?

Die unruhige Erde.

Im Japanischen Meere sind in neuerer Zeit durch von der japanischen Kriegsmarine vorgenommene Vermessungen gewaltige Bewegungen festgestellt worden. Es dürfte sich dabei wahrscheinlich um Begleiterscheinungen jener Erdbebenkatastrophe handeln, die sich im September 1923 ereignet hat. Für die Wissenschaft ist es von ganz besonderem Werte, daß sich die Veränderungen in einem Gebiete zugetragen haben, das vor dem Erdbeben gut vermessen worden war. Man kann also die Tiefenzahlen der alten und neuen Lotungen miteinander vergleichen. In der Sagari-Bai, südwestlich von Holojama, wo das Zentrum des großen Erdbebens lag, hat sich ein Gebiet von 700 Quadratkilometer gesenkt, dicht dabei eins von 740 Quadratkilometer gehoben. Die größte Senkung betrug nicht weniger als 720 Meter, die größte Erhebung 318 Meter. Ein Abhang von 15 Grad Neigung führt von der neuerstandenen höchsten Erhebung nach dem Senkungsgebiete hinab.

Die größten Verschiebungen, die man bisher im Felsmantel der Erde beobachtet hat, sind bei dem Erdbeben von Alaska 1899 festgestellt worden. Es handelt sich um Senkungen von 14 Meter, über die man damals sehr erstaunt war. An der Küste derselben Bai sind ausgedehnte Verschiebungen der Küstenlinie vorgekommen, aber hier erreichte die Abwärtsbewegung nur 2,8 Meter, die Aufwärtsbewegung nur einen halben Meter. Die durch das Erdbeben hervorgerufene Flutwelle war verhältnismäßig klein, sie erreichte „nur“ die Höhe von 7 Meter, bedeutete aber trotzdem für die Küstenbevölkerung eine schwere Katastrophe. Die neuerdings im Japanischen Meere festgestellten Verschiebungen lehren jedenfalls, daß die Bewegungen der Erdrinde doch nicht so gering sind, wie es bisher im allgemeinen angenommen wurde.

Der geizige Bankier.

Der reiche Bankier war dadurch berühmt, daß er niemals ein Trinkgeld gab. Da hatte er einmal in Klagenburg zu tun, wo er drei Tage in einem Hotel wohnte. Als er wieder abreisen wollte, trat das Stubenmädchen, das ihm während dieser drei Tage das Zimmer aufgeräumt hatte, auf ihn zu und sagte küsternd:

„Gnädiger Herr... ich habe heute Nacht vom gnädigen Herrn geträumt.“

„So,“ fragte der Gast neugierig und blieb für einen Augenblick stehen. „Nun, und was haben Sie geträumt?“

„Ich habe geträumt, daß mir der gnädige Herr zehn Schilling Trinkgeld gegeben hat.“

„Hm, zehn Schilling...“ brummte der Bankier. „Das ist ein wenig viel. Nun, es macht nichts, behalten Sie es sich nur.“

Eugen Molnar.

Kapitalisten unter sich.

Hier ist das Chloroform, das den Arbeiter befähigt, die schwierige Operation des Lebens auszuhalten. Deshalb können wir uns auch immer, wenn wir beim Weine sitzen, gegenseitig versichern, daß Gend all dieser Lumpen komme nur durch das gewohnheitsmäßige Saufen.

Wir verübeln ihm das, denn wenn er das Leben ohne Bier ertragen könnte, würden wir das Geld für das Bier sparen — und ihn gegen niedrigere Löhne kaufen können. Kurz gesagt, wir würden reicher, er würde ärmer sein.

B. Shaw, „Amateursozialist“.

Was mancher nicht weiß.

Während manche Samenarten eine fast unbegrenzt lange Lebensdauer, also Keimfähigkeit haben, sind andere wieder, wie Kastanien und Eicheln, höchst empfindlich. Kürzlich jedoch hat man Eicheln und Zypren nach Honolulu und Hongkong geschickt und sie sind in gutem Zustande angekommen. Sie wurden in Seegras gepackt, das sorgfältig gewaschen und dann mit frischem Wasser angefeuchtet war. Man will jetzt den gleichen Versuch mit Kastanien machen und hofft auf diese Weise diesen prächtvollen Baum über die ganze Welt zu verbreiten. Die Schwierigkeit, die Samen des Gummibaum auf längere Zeit keimfähig zu erhalten, verschaffte Brasilien lange Zeit Vormachtstellung in der Gummigewinnung, schließlich aber gelang es einem britischen Gelehrten, den Samen über den Atlantischen Ozean zu bringen, und wenige Jahre später konnten die Gummipflanzungen in Ostindien begründet werden.

Der Fluß Jang-tse-kiang wird oft in einer Nacht um zehn Meter breiter.

Die japanische Sprache hat keine Schimpfwörter.

Die Stabibahn in Südwestafrika hat eine Spurweite von 60 Zentimeter. Bei ihrer Länge von 578 Kilometern ist sie die längste Schmalspurbahn der Welt.

Der Kenjce von Assuan faßt 1100 Millionen Kubikmeter Wasser.

Ein Regenturm auf Madagaskar wird eineinhalb Meter lang.

Ein vollkommen geschliffener Brillant muß 53 Facetten haben.

Hühner, Nashornvögel und Faultiere sind gegen Strichpocken unempfindlich.

Drei- bis viermal so viel Iren leben in Amerika als in Irland.

Betteres.

Naturkunde. Die neunjährige Hilde soll einen Aufsatz über die Kuh machen, sie schreibt: „Bei einer Kuh kommt die Milch nicht aus dem Maul, sondern sie wird gemolken. Wenn eine Kuh keine Mollerei hat, ist sie ein Ochs.“

Sie weiß es besser! Dame (zu einer Bäuerin, deren sechsjähriger Sohn eben vom Heustock auf die Tenne fiel und munter aufsteht): „Sehen Sie, Frau, Kinder haben einen Schutzengel!“ — Bäuerin (mürrisch): „Na, a'n harten Schädel hat er!“

In der Not. „Was? Du hast schon wieder eine Pflanzung? Ich habe dir doch extra gesagt, du sollst eine Silbermünze hineintun, bevor du sie isst!“ — „Ich hatte gerade keine Mark zur Hand, da habe ich eben hundert Kupferpfennige hineingeworfen...“

Der Sohn des Kommerzienrates S. hatte sich mit der Portiers-tochter eingelassen. Er bräutete seinem Vater, der sich mit den Portierskenten ins Einvernehmen setzte und ihnen als Entschädigung zwanzigtausend Mark bot, wenn ein Junge zur Welt käme, und zehntausend Mark, falls es ein Mädchen sei. Darauf gestattete sich die Portiersfrau die bescheidene Bemerkung: „Wenn's aber eine Fehlgeburt gibt, Herr Kommerzienrat — dürfen wir dann den Herrn Sohn nochmals bemühen?“

(„Simpl.“)

Er weiß Bescheid. Herr Silberblatt sieht vor der Pleite. In einer Woche muß es geschehen. Er geht zum Schneider und bestellt sich vier Anzüge. „In einer Woche müssen sie fertig sein.“ — „Unmöglich,“ erwidert der Schneider, „ich bin mit Arbeit überhäuft, Herr Pinku.“ — „Läßt sich fünf Anzüge machen, Herr Goldblatt sechs...“ — „Ha!“ schreit Silberblatt, „die Ganner! Sie stehen also auch vor der Pleite!“ (Jüdische Stimme, Rowno.)

Verfrühte Belohnung. „Bati, heute habe ich beim Zahnarzt nicht geweint!“ — „Brav, mein Junge! Hier hast du 5 Kronen. Hat er dir sehr wehe getan?“ — „Nein! Er war nicht zu Hause!“

Starke Anspiegelung. „Hast du in der Zeitung gelesen, daß Vergiftungen durch Schokoladesteifen vorgekommen sind?“ fragte der Badfisch seinen Verehrer. „Ach glaube ja. Warum fragst du?“ — „Nun, ich meine nur,“ erklärte sie vielsagend, „bei uns kann so etwas nicht vorkommen.“

Wir kennen uns doch... Bei einer völkischen Parade in München fällt Ludendorff einer der Teilnehmer auf. „Wir kennen uns doch aus dem Felde,“ spricht er jenen an, „wo war es doch, wo Sie standen?“ — „Ich war doch im Großen Hauptquartier von 1914—18, Exzellenz!“ (Der wahre Jacob.)

Fatal. Zwei Herren saßen im D-Zug nach B. — „Wo gedenken Sie heute abend hinzugehen?“ — „In die Staatsoper.“ — „Um Gottes willen, nur nicht dahin! Da singt heute abend ein Gast, der soll miserabel sein, hunds-miserabel soll er sein.“ — „Ach muß leider hin.“ — „Sie müssen? So was gibt es doch nicht.“ — „Doch, doch, ich bin nämlich der Gast.“

Anderer Auffassung. In der Quinta ist Geographiestunde. Der Lehrer trägt über die Entstehung der Erde vor: „Vor vielen tausend Jahren schwebte die Erde als glühende flüssige Masse im Welttraum. Im Laufe der Jahrtausende erkalte die äußere Schicht und bildete eine feste Kruste um den feurigen Kern. So entstand der Boden für die Entwicklung von Leben und Vegetation...“ Die Jungen

iperrten Mund und Nase auf. Endlich meldet sich Fritz Schulte: „Herr Lehrer, die Welt ist doch aber vom lieben Gott in sechs Tagen geschaffen worden!“ — „Dummkopf“, erwiderte der Lehrer, „Das war ja in der Religionsstunde!“

Imtersreuden. „Na, alter Freund, waren Sie dieses Jahr mit Ihren Bienen zufrieden?“ — „Aber sehr!“ — „Biel Honig?“ — „Aee... Aber als der Steuereinnnehmer kam.“

Der Knoten im Taschentuch. „Wozu haben Sie den Knoten im Taschentuch?“ — „Den hat meine Frau hineingemacht, daß ich nicht vergesse, einen Brief in den Kasten zu werfen.“ — „Na und? Haben Sie's getan?“ — „Aee, sie hat vergessen, ihn mir zu geben.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Scharoch Wenzel, Wisterschan bei Leptisch-Schnau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

48. Fortsetzung.

Schachaufgabe Nr. 10

von Josef Hyna, Hostomitz a. B.
Schwarz: Kc4; Db3; Tb2; Ld5, e5; Bb6, c6, d4, f5 (9 Fig.).



Weiß: Kb7; Db6; Le4, d2; Sf4; *Be2, f2.
(7 Fig.).

Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 16. August an Gen. Scharoch Wenzel, Wisterschan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 9: Se6—f4.

Nächste Lösungen sandten folgende Genossen ein: Schöpka Josef, Eidlitz, Bentel Wilh., Ansdorf; Hälbig Johann, Bergesgrün; Prchal Ignaz und Jaroch Franz, Komotau; Schak Rud., Walter Ludwig und Poppel Leo, Wisterschan; Hyna Josef, Hostomitz; Schlotter Heinrich und Anker Rudolf, Graupen; Koutal Eduard und Kluder Anton, Trupshitz; Dicle Josef, Meistersdorf; Kobel Franz, Krupfau.

Gen. Koutal Franz, Prag I., verweisen wir auf obestehende Lösung.

(Kd8—e7 wegen Ke5 matt nicht möglich.)

Der Bundesmeister im 6er Mannschafskampf der Schachsparte im Arb.-L. u. Sp.-Verband ermittelt.

Im Rahmen des Arbeiter-Turn- und Sport-Verbandes wurde dieses Jahr zum ersten Male der Bundesmeister im 6er Mannschafskampf ausgetragen. Trotzdem sich die Wettkämpfe ausschließlich im V. Turner-Kreis (Nord-West-Böhmen) abspielten, bedeutete dieses Turnier einen vollen Erfolg für die Arbeiterschüler. Bei etwas intensiverer Arbeit der Schachsektionen wird die nächstfolgende Austragung im größeren Maßstab durchgeführt werden können.

Als erste konnte sich die Schachsektion Eidlitz (V. Kr., III. Bez.) zum Bundesmeister emporschwingen, nachdem die Eidlitzer in den Wettkämpfen um die Kreismeisterschaft die Sektionen Auffig 5/2 : 1/2, Hostomitz 4 : 2 und in der Endrunde auch die als stärksten bekannte Wisterschaner Schachsektion mit 4:2 Punkten bezegen konnten.

Nachdem die Kreismeister Martenbad, Inatim und Jägerndorf aus wirtschaftlichen und finanziellen Gründen die Teilnahme an den Endkämpfen absagen mußten, wurde Eidlitz ohne Kampf zum Bundesmeister der Schachsparte im Arb.-L. u. Sp.-Verband ernannt. „Schach“